

Rezensionen

Eva Tolasch

Sarah Speck, 2014: Mütter ohne Grenzen – Paradoxien verberuflichter Sorgearbeit am Beispiel der SOS-Kinderdörfer. Wiesbaden: Springer VS. 263 Seiten. 38,86 Euro

„Man könnte sich, so ging es mir während der Untersuchung ein paar Mal durch den Kopf, ein ‚Kinderdorf‘ auch als utopischen Ort vorstellen, an dem Care-Arbeit von der geschlechtlichen Zuschreibung gelöst und nicht mehr individualisiert wird – was nicht heißen müsste, dass Kinder keine feste Bezugsperson mehr haben“ (S. 248).

Diese spannende Überlegung schildert Sarah Speck (TU Dortmund) im Nachwort ihrer Dissertationsschrift „Mütter ohne Grenzen. Paradoxien verberuflichter Sorgearbeit am Beispiel der SOS-Kinderdörfer“ in Österreich und Bolivien mit dem Hinweis darauf, dass Mutterschaft in ihrer Untersuchung weniger utopisch, sondern vielmehr sehr traditionellen feminisierten normativen Fürsorgeanforderungen folgt. Diese Überlegung dient, so meine Lesart, aber auch als Ausgangspunkt ihrer empirischen Reise durch die kulturellen Praxen und Deutungsmuster von Mutterschaft anhand der SOS-Kinderdorfmütter: Pluralität von Lebensformen und Vielfältigkeit von Lebensweisen scheinen auch den Ort der Autorin zu charakterisieren, von dem aus sie ihre Analyse vollzieht.

Speck nähert sich der Frage nach der Verberuflichung von Mutterschaft empirisch: Das SOS-Kinderdorf produziert den Beruf Mutter institutionell und entlohnt die Fürsorgetätigkeit (S. 69). Die österreichische Organisation SOS-Kinderdorf ist international tätig – auch in Bolivien. In dieser Untersuchung, die Mutterschaft als Beruf(ung) herausarbeitet, wird der Blick auf die Diskurse *über* und Praxen *zu* SOS-Kinderdorfmüttern fokussiert (S. 26). Dabei ist der Blick auf „die Akteure innerhalb der Organisation und insbesondere auf die SOS-Kinderdorfmütter gerichtet“ (S. 26).

SOS-Kinderdorfmütter als Forschungsgegenstand heranzuziehen, ist im Anschluss an die Frauen- und Geschlechterforschung analytisch besonders aufschlussreich, weil SOS-Kinderdorfmütter bereits mit der alltagsweltlichen normativen Vorstellung von natürlicher Mutterschaft – was immer das auch heißt – brechen. Dadurch lässt sich besonders gut untersuchen, welche geschlechtsbezogenen Deutungsmuster und Praxen es zu ‚guter Mutterschaft‘ gibt. Hier ist sie zumindest auf den ersten Blick weniger biologisch definiert, sondern sozial bzw. professionell als Fürsorgetätigkeit: So wird offenbart, dass weiblich codierte Fürsorgearbeit erlernbar ist, bestimmte Qualifikationen braucht und nicht der Natur des Weiblichen bzw. Mütterlichen entspringt (S. 68). Was und wer ist eine gute SOS-Kinderdorfmutter? Wie werden die Bilder der Kinderdorfmütter in individuelle Selbstverständnisse unter Berücksichtigung von Macht- und Herrschaftsverhältnissen in Bolivien und Österreich jeweils unterschiedlich übersetzt?

Die Fragen, die sich die überaus interessante qualitativ ausgerichtete Untersuchung stellt, sind empirisch so bisher nicht untersucht worden. Zwar gibt es Arbeiten zu zeitgenössischen normativen Anforderungen an Mütter und zu individuellen (trans)nationalen Selbstverständnissen (vgl. Correll 2010; Lutz 2007), aber nicht mit diesem Forschungsgegenstand und -design.

Das Buch gliedert sich in drei klar getrennte und themengeleitete Teile – Verberuflichung, individuelle und institutionelle Strategien sowie Schlüsse.

Im ersten Teil „Verberuflichung“ skizziert Speck das Deutungsmuster der Mutter(schaft) vom 18. Jahrhundert bis heute. Sie versteht es als „soziokulturell situierte Wissensformation“ (S. 36), womit sie gleichzeitig auch deutlich macht, dass es „empirisch sicherlich nicht ein homogenes kulturelles Leitbild Mutterschaft“ gibt (S. 36). An dieser Stelle betont die Autorin, dass ihr Ziel darin besteht, „die Genese, Stabilität und Kontinuität eines kulturellen Deutungsmusters aufzuzeigen, das – trotz divergierender Praktiken – als normative Folie wirksam ist“ (S. 37).

Diskutieren lässt sich, inwiefern gleichwohl der Eindruck entsteht, dass es eine stabile Ordnung der Geschlechter gebe. Auch wenn ich es forschungspragmatisch durchaus angemessen finde, könnte die Darstellungsweise problematisiert werden: Ist es legitim, die sehr kontextbezogenen Ergebnisse (zu unterschiedlichem Alltagswissen oder populärwissenschaftlichem Mutterschaftswissen) zusammenzuführen und auf die Studie zu übertragen, die sich wiederum auf ein ganz bestimmtes professionelles Mutterschaftswissen der SOS-Kinderdörfer bezieht?

Aus meiner Sicht ist es problematisch, davon auszugehen, dass Mutterschaft im letzten Drittel des 20. Jahrhunderts komplexer geworden ist. (Dis-)Kontinuitäten normativer Erwartungen an Mütter gab es auch zuvor. Die Frage ist, ob es dem gegenwärtigen Blick geschuldet ist, dass wir eine größere „Komplexität“ (S. 66) sehen (vgl. auch Kaufmann 1988: 402; Burkart 1994: 122).

Wünschenswert wäre – dies trifft auf die gesamte Arbeit zu – auch eine genaue Eingrenzung der Begrifflichkeiten: Wie unterscheidet sich der Begriff Mutterschaft von ebenfalls verwendeten Begriffen wie Mutter, Bemutterung und Leitbild der ‚guten Mutter‘ oder auch das kulturelle Leitbild von kulturellen Deutungsmustern und Normen?

Im Kapitel „Modellierte Mutterschaft“ analysiert Speck das Berufsbild der SOS-Kinderdorfmutter bezüglich des Deutungsmusters von ‚guter Mutterschaft‘ auf Basis von unter anderem internationalen Richtlinien und Handbüchern der Institution. Die Idee, dass durch die Professionalisierung von Mutterschaft die geschlechtliche Zuschreibung verschoben werden könnte, zeigt sich in den Ergebnissen der Untersuchung nicht. Was aber sichtbar wird, sind interessante semantische Verflechtungen, die Speck als Mutterschaft als „modernen Frauenberuf“ charakterisiert. Zwischen religiöser Berufung und professionellem Beruf wird die Frau als Mutter im Sinne einer postfordistischen Regierungsweise zur flexiblen und fitten selbstverantwortlichen Arbeitskraft-Unternehmerin (vgl. Pongratz/Voß 2003) angerufen, die das Mutterschaftsprojekt nach Effizienzkriterien erfolgreich führen sollte. Dabei scheint das Mutterschaftsleitbild der Organisation selbst sehr ambivalent zu sein: zwischen Selbst- und Fremdbestimmung der Frau als Mutter. So wird sie auch – aber nicht nur – als Gattungswesen adressiert, das sich über das Dasein für die Kinder qualifiziert.

Vor diesem Hintergrund wird im Teil „Individuelle und institutionelle Strategien“ danach gefragt bzw. beobachtet, wie „das Modell [der Mutterschaft] in individuelle Lebensentwürfe übersetzt“ wird (S. 98f.): Wie sehen (eigensinnige) Handlungsstrategien aus und welche Differenzen lassen sich länderspezifisch rekonstruieren?

Hauptsächlich mittels einer vergleichenden Fallrekonstruktion aus Interviews mit SOS-Kinderdorfmüttern in Bolivien (Kapitel 4) und Österreich (Kapitel 5) werden ty-

pische Selbstverständnisse der Frauen als Mütter herausgearbeitet. Die Daten stammen aus teilnehmender Beobachtung im Feld (Müterschule des SOS-Kinderdorfes, Alltagspraxis). Die Autorin kommt zu dem interessanten Befund, dass Frauen in Bolivien höhere Belastungen in der Betreuung haben als in Österreich, was sich zum Beispiel an der größeren Anzahl an zu betreuenden Kindern zeige. Aus postkolonialer Perspektive interpretiert die Autorin sehr plausibel die Begründungsstrategie, die häufig über Bezugnahme auf kulturelle Kontexte – „dass die [bolivianischen] Frauen ‚es [die Arbeitsbedingungen bzw. -belastungen] dort nicht anders kennen würden‘“ (S. 241) – geschieht, als Moment, an dem sich entlang der vermeintlichen westlichen Fortschrittslogik der „ersten Welt“ hierarchisch „die dritte Welt“ im Sinne von Othering-Prozessen vollzieht (S. 241).

Auch wenn die Arbeit insgesamt überaus klar strukturiert und damit lesefreundlich aufgebaut ist, wäre eine Zusammenfassung wünschenswert, die beide Auswertungskapitel kontrastierend diskutiert.

Im dritten Teil „Schlüsse“ präsentiert die Autorin auf Basis des Übersetzungsbegriffs in verdichteter Form ihre Ergebnisse. Speck zeigt dabei auf, dass die gegenwärtige Figur der Mutter damals wie heute durch Ab- und Aufwertung gleichermaßen zu charakterisieren und aufs Engste mit kapitalistischen Logiken verknüpft ist.

Speck verhandelt Mutterschaft als soziale Frage und mit dieser Fokussierung leistet sie einen sehr nützlichen Beitrag, um diese sichtbar zu machen. Dies scheint angesichts der Tatsache, dass Mutterschaft – nicht nur im SOS-Kinderdorf – eine feminisierte Sorgepraxis ist, eine besondere Bedeutung zu haben (S. 247).

Gespannt und voller Vorfreude auf dieses Buch können Fachexperten/-expertinnen und Mitarbeiter/-innen sein, die sich für die SOS-Kinderdorfmütter, aber auch -väter interessieren und darüber hinaus auch für die Verkopplung von Mutter- und Elternschaft, Geschlecht, Arbeit, Kultur und Professionalisierung. Überdies ist es für Studierende und Wissenschaftler/-innen der Geschlechter- und Familienforschung ein empfehlenswertes Werk, das einen Weg aufzeigt, um sozialen Wandel zu beschreiben. Impulse liefert die Untersuchung auch für qualitative Forschung: Gegenstandsbezogen wird die Multi-sited-ethnography (Georg/Marcus 1998: 19) angewendet und durch gegenstandsbezogene Erkenntnisse erweitert. Die Studie ist eine Bereicherung der Care-Forschung, da sie sich unter anderem aus postkolonialer Perspektive mit der (Re-)Produktion von Sorgeverhältnissen beschäftigt und damit interessante Akzente zur transnationalen Mutterschaft setzt.

Zur Person

Eva Tolasch, Dr. phil, Assoziierte und Lehrbeauftragte am Institut für Diversitätsforschung der Universität Göttingen. Vorher wissenschaftliche Mitarbeiterin am Institut für Soziologie an der Universität München. Sie promovierte dort mit der qualitativen Studie „Die protokollierte ‚gute Mutter‘ in Kindstötungsakten“. Arbeitsschwerpunkte: Elternschaft, Sorge, Berührung im Arbeitshandeln, kriminologische Geschlechterforschung, Genderansätze sowie diskursanalytische Aktenuntersuchung.

E-Mail: eva.tolasch@soziologie.uni-muenchen.de

Alexandra Scheele

Brigitte Aulenbacher/Birgit Riegraf/Hildegard Theobald (Hrsg.), 2014: *Sorge: Arbeit, Verhältnisse, Regime. Soziale Welt. Sonderband 20.* Baden-Baden: Nomos. 486 Seiten. 89,00 Euro

Das Thema „Care“, das den inhaltlichen Bezugspunkt des hier vorgestellten Sammelbandes bildet, gleicht einem Vexierbild. Auf der einen Seite erhält es seit Jahren mehr Aufmerksamkeit und es werden sozial- und familienpolitische Reformen umgesetzt, mit denen Problemlagen im Bereich der Pflege von Kindern, Älteren und kranken Angehörigen adressiert werden sollen. Auf der anderen Seite ändert sich an der grundsätzlichen gesellschaftlichen Ausrichtung nur wenig: Die Zentralität der Erwerbsarbeit ist ungebrochen und die Marktökonomie spaltet weiterhin den Bereich der Sorge ab, was zu einer Verschärfung dieser Problemlagen und zu einer „Reproduktionskrise“ (Kerstin Jürgens) führt. Obwohl das Thema als Kritik an der geschlechtlichen Arbeitsteilung und an der Geringschätzung der „Reproduktionsphäre“ mit unterschiedlichen Akzentuierungen schon von Beginn an zentraler Gegenstand von Frauenbewegungen, feministischer Theoriebildung und geschlechtersoziologischer Analysen gewesen ist, blieb es lange Zeit im sozialwissenschaftlichen Diskurs eher ein Randthema, für dessen Bearbeitung in erster Linie GeschlechterforscherInnen zuständig waren. Erst mit dem englischen Begriff Care – übersetzt als Sorge, Pflege und Umsicht – konnte die doppelte Engführung als Frauenthema einerseits und als Gegenpol zur Produktionsarbeit andererseits aufgebrochen werden und der Blick auf Selbst- und Fürsorge als elementare Bestandteile der modernen Gesellschaft gerichtet werden. Und in dieser Fassung hat es nun auch, wie die Herausgeberinnen in ihrer Einleitung betonen, einen zentraleren Platz in den Sozialwissenschaften erhalten. In der Auseinandersetzung mit Care gehe es nun darum, „die Kontingenz des Lebens zu bearbeiten, und zwar als individuelle wie gesellschaftliche Herausforderung“ (S. 6). Entsprechend dieser inhaltlichen Erweiterung verfolgen die Herausgeberinnen das Anliegen, eine breit angelegte und in die Tiefe gehende Sozialdiagnose zur gegenwärtigen Verfasstheit und Ausgestaltung von Care und Care Work zu leisten und zugleich die wissenschaftliche Auseinandersetzung mit Sorge aus ihrer nationalen Engführung herauszuholen. Die Herausgeberinnen selbst verzichten auf „einen definitiven, damit auch immer akzentuierenden und bisweilen einschränkenden Zugang“ (S. 6) und öffnen so das Feld für ganz verschiedene, theoretische und empirische Beiträge.

Der Band umfasst 27 Beiträge – darunter zehn in englischer Sprache – und ist in vier Teilfelder untergliedert: Der erste Abschnitt lotet das Thema Care theoretisch und konzeptionell aus und fungiert damit als Basis für die nachfolgenden Abschnitte, weshalb er in der Besprechung etwas mehr Raum erhält. Unter der Überschrift „Sorge als Grundfrage moderner Gesellschaften“ finden sich sieben Beiträge, die sich aus sozialphilosophischer (Klinger, Nussbaum), aus kapitalismuskritischer (Becker-Schmidt, Dörre et al., Aulenbacher/Dammayr) und feministischer (Gerhard, Tronto) Perspektive mit Care auseinandersetzen. Exemplarisch sollen im Folgenden die beiden explizit feministischen Beiträge etwas genauer betrachtet werden. Joan Tronto erläutert in einem Interview die Grundprinzipien ihrer Care-Ethik. Auf den Arbeiten u. a. von Carol Gilligan aufbauend,

geht es ihr dabei um eine Präzisierung des Care-Konzeptes, die sie über eine Unterscheidung von vier Phasen von Care entwickelt. So ginge es zunächst darum, die Bedürfnisse von anderen überhaupt wahrzunehmen („care about“), wozu es die normative Dimension der Aufmerksamkeit benötige. Anschließend müsse diesen Bedürfnissen entsprechend die passende Form der Sorge gefunden werden, was Verantwortlichkeit erfordere. Das anschließende Versorgen erfordere Kompetenz, das Empfangen von Sorge schließlich Responsivität auf beiden Seiten der Care-Beziehung. Mit dieser Perspektive können Machtpositionen innerhalb von Care-Beziehungen besser in den Blick genommen werden. Ute Gerhard weist auf die Notwendigkeit hin, bei der Auseinandersetzung mit Care die historischen und gesellschaftlichen Kontexte zu berücksichtigen, da sie den Diskurs über dieses analytische und normative Konzept in jeweils verschiedene Richtungen lenkten. Sie zeichnet die Vorläuferdiskussionen um Care in Deutschland und anderen europäischen Ländern nach, wie z. B. die „Lohn-für-Hausarbeit“-Debatte, die als Kritik an der geschlechtlichen Arbeitsteilung und der damit verbundenen Abwertung von Haus- und Familienarbeit zu verstehen sei. In ihren Augen ist Care „nicht nur ein deskriptiver Sammelbegriff für eine soziale Praxis der Arbeitsteilung, [...] sondern zugleich ein analytisches Konzept zur Kritik gesellschaftlicher Verhältnisse“ (S. 79).

Der zweite Abschnitt trägt den Titel „Sorge und Sorgearbeit in Alltag, Biografie und Gesellschaft“ und versammelt fünf Beiträge, darunter eine Diskussion über das Verhältnis von Care und Männlichkeit (Meuser) sowie eine qualitative Untersuchung über den Umgang von Haushalten in prekären sozioökonomischen Verhältnissen in Chile, Costa Rica und Spanien (Budowski/Schief). Nach einem kurzen Überblick über die Entwicklung von Care-Migration in Deutschland zeigen Helma Lutz und Ewa Palenga-Möllnbeck anhand von Ergebnissen aus einem qualitativen Forschungsprojekt über sog. Versorgungsketten in der internationalen Arbeitsmigration von Frauen die Widersprüche in den Berufsbiografien der Care-Migrantinnen aus Osteuropa auf. Einerseits gilt ihre Erwerbstätigkeit in den postsozialistischen Ländern noch immer als normal, andererseits erhält im Zuge der Refamilialisierung von Versorgungsarbeit in diesen Ländern zunehmend ein öffentlicher Diskurs über „vernachlässigte Kinder“ (S. 225) Aufmerksamkeit, der die Abwesenheit der Mütter skandalisiert. Im dritten Abschnitt mit dem Titel „Wandel von Governancemustern und die Organisation von Sorgearbeit“ sind sieben Beiträge vertreten. Diese nähern sich dem Thema aus ganz unterschiedlichen Perspektiven. Während Diego Compagna und Karen Shire anhand einer Untersuchung über die Beteiligung von Pflegekräften und Pflegebedürftigen bei der Entwicklung neuer Technologien die Möglichkeiten partizipativer Technikentwicklung reflektieren, zeigen z. B. Birgit Riegraf und Romy Reimer, wie Wohn-Pflege-Gemeinschaften die Grenzbeziehungen zwischen privater und öffentlicher Sphäre verschieben.

Unter dem Titel „Sorge, Sorgearbeit und Sorgeregime“ schließlich finden sich sieben Beiträge, darunter einige Länderstudien (Appelt/Fleischer, Saito, Seekings/Moore) sowie vergleichende Studien (Theobald, Österle Mahon). Ebenfalls ländervergleichend untersuchen Sara Picchi und Annamaria Simonazzi in ihrem Aufsatz die Auswirkungen der Finanz- und Wirtschaftskrise und insbesondere der Austeritätspolitik auf die öffentliche Bereitstellung von Langzeitpflege. Sie zeigen, dass die starken Einsparungen in diesem Bereich in Spanien und Italien dazu geführt haben, dass Ansätze der Formalisierung und De-Familialisierung in diesen Ländern gestoppt wurden und nun der Bereich

der Langzeitpflege wieder verstärkt in die Familien verschoben wurde. Diese sind jedoch zunehmend von Einkommensarmut betroffen, sodass der für die familiäre Pflege wichtige informelle Arbeitsmarkt von migrantischen Pflegekräften ebenfalls unter Druck gerät.

Die Stärke des Bandes liegt nicht nur in der vielschichtigen und facettenreichen Auseinandersetzung mit Care und seiner Bedeutung in je spezifischen nationalen und sozialen Kontexten – hier ist besonders die Blickerweiterung auf nicht-europäische Staaten, wie z. B. Südafrika, Israel, Japan, Costa Rica oder Chile, positiv hervorzuheben –, sondern auch in der Zusammenschau verschiedener empirischer Studien, die mal die Veränderungen in der Bereitstellung öffentlicher Pflege- und Versorgungsdienstleistungen aufzeigen (z. B. Benjamin, Berger et al.), mal aber auch Angehörige oder Pflegekräfte selbst zu Wort kommen lassen. Durch den Band zieht sich die Frage, wie einer zunehmenden Kommodifizierung entlang der Kriterien von Rationalisierung und Effizienz entgegengewirkt und trotzdem die noch immer virulente Ungleichverteilung von Sorgetätigkeiten zwischen den Geschlechtern abgebaut werden kann. Der Sammelband bildet den „state of the art“ der Auseinandersetzung mit Care ab und bietet damit eine solide Grundlage für den weiteren wissenschaftlichen Diskurs. Einziges Manko: Die Lesefreundlichkeit des Bandes ist durch die kleine Schriftgröße und den geringen Zeilenabstand etwas getrübt, auch wenn damit wahrscheinlich verhindert werden sollte, dass der Band in Bezug auf die Seitenzahl noch umfangreicher geworden wäre.

Zur Person

Alexandra Scheele, Dr., akademische Mitarbeiterin an der Brandenburgischen Technischen Universität Cottbus-Senftenberg, im Wintersemester 2014/15 Vertretungsprofessur für Sozialwissenschaften an der Universität Bielefeld. Arbeitsschwerpunkte: Wandel von Arbeits- und Geschlechterverhältnissen, Krisenanalysen und sozialpolitische Fragestellungen.

Kontakt: Brandenburgische Technische Universität Cottbus-Senftenberg, Lehrstuhl Wirtschafts- und Industriosozologie, Fakultät 3, Erich-Weinert-Straße 1–2, 03046 Cottbus

E-Mail: scheele-baer@b-tu.de

Gertrude Eigelsreiter-Jashari

Annika McPherson/Barbara Paul/Sylvia Pritsch/Melanie Unseld/Silke Wenk (Hrsg.), 2013: *Wanderungen. Migrationen und Transformationen aus geschlechterwissenschaftlichen Perspektiven*. Bielefeld: transcript Verlag. 240 Seiten. 28,80 Euro

Die Beiträge des Sammelbandes *Wanderungen. Migrationen und Transformationen aus geschlechterwissenschaftlichen Perspektiven*, der in der Reihe „Studien interdisziplinäre Geschlechterforschung“ von Annika McPherson, Barbara Paul, Sylvia Pritsch, Melanie Unseld und Silke Wenk herausgegeben und vom Deutschen Akademikerinnenbund e. V. (Berlin) und der Mariann Steegmann Foundation gefördert wurde, entstan-

den im Rahmen der 2. Jahrestagung (2012) der Fachgesellschaft Geschlechterstudien/ Gender Studies Association (Gender e. V.) zum gleichnamigen Thema. Er gliedert sich in drei Teile, die sich dem Thema unter verschiedenen Gesichtspunkten nähern. Inhaltlich weisen die Aufsätze in allen Abschnitten eine große Vielfalt auf. Begriffe werden in ungewohnten Zusammenhängen gebraucht, verschoben, beschrieben und in neuen Kontextzusammenhängen angewandt. Damit besteht auch der Anspruch, die Genderforschung in ihrer Inter- und Transdisziplinarität zu stärken. Wichtige Querverbindungen der einzelnen Abschnitte sind einerseits die Erörterung der Frage, warum und auf welche Weise Konzepte wandern, und andererseits die Analyse und Kommentierung damit verbundener Transformationen.

Im ersten Teil über „Wanderungen von Begriffen und Konzepten“ mit Beiträgen von Kerstin Brandes, Anna-Katharina Meßmer und Sabine Broeck geht es um das Überschreiten von zeitlichen, nationalen und kulturellen Grenzen. Es wird aufgezeigt, dass insbesondere die „Wanderungen“ zwischen dem Globalen Norden und dem Globalen Süden keineswegs gleichförmige sind, sondern dass es sich dabei um ambivalente Aneignungs- und Widerstandsformen handelt. Die Beiträge dieses Abschnitts weisen auf das Fortwirken kolonialer Wissens- und Handlungsstrukturen hin, die nach Aussagen der Autorinnen Perspektivenverschiebungen und Gegenstrategien erfordern. Konkret werden hier die Wanderungsbewegungen verschiedener Konzepte und Bilder zwischen Afrika und Europa vorgestellt. So setzt sich beispielsweise der Aufsatz von Kerstin Brandes mit der Geschichte von Saartje Baartmann als einem Beispiel für die Aneignung und Verfügbarmachung einer kolonialen Figur bzw. deren schwarzen weiblichen Körpers auseinander. Ausgehend von einer Forschungsperspektive an der Schnittstelle zwischen Migration und Bilddiskursen wird die Figur als Produkt von Bildwanderungen analysiert, die je nach Kontext unterschiedliche Formen von Normalisierungen ergeben.

Im zweiten Abschnitt über „Transformationen durch Wanderungsprozesse“ (mit Aufsätzen von Miriam Trzeciak/Elisabeth Tuidier, Julia Katharina Koch, Katrin Losleben, Miriam Kanne, Isabel Seliger und Waltraud Ernst) zeigen die Beiträge kollektive und individuelle Veränderungen – Umwertungen durch die Kategorie Gender im jeweiligen Forschungsfeld inklusive – durch konkrete Migrationsbewegungen quer durch die Jahrhunderte auf. Dabei wird deutlich, dass die Analyse der Transformationsprozesse in Geschichte und Gegenwart nicht nur wegen deren Vielfalt, sondern auch hinsichtlich ihrer Komplexität sowohl eine transkulturelle als auch eine transdisziplinäre Betrachtungsweise erfordert. Die Zeitspanne reicht von der prähistorischen Archäologie über die Frühe Neuzeit bis hin zu aktuellen Beispielen wie den Maquiladora-Arbeiterinnen in Nordmexiko. Grenzüberschreitungen, die durch Migrationsbewegungen erreicht werden, sind in diesem Zusammenhang auch als Chance zu verstehen. So lassen sich z. B. die Arbeitsverhältnisse der Maquiladora-Arbeiterinnen nicht nur auf ihren ausbeuterischen und unterdrückenden Charakter reduzieren, sondern beinhalten den Selbsteinschätzungen von migrierten Arbeiterinnen folgend gleichzeitig positive und emanzipatorische Aspekte. Dadurch bleibt die Situation dieser Frauen in ein Spannungsfeld aus Ausbeutung und Emanzipation eingebunden.

Im Aufsatz von Miriam Kanne wird in Erzähltexten von Autorinnen der Gegenwartsliteratur das Verständnis von „Heimat“ und „Fremde“ dekonstruiert und in der Analyse ausgewählter Texte eine doppelte Verschiebung sichtbar gemacht, nämlich in Bezug auf

räumliche Grenzen und Geschlechtszuschreibungen. Zwei Beiträge befassen sich mit Medien; einer im Bereich der Bildenden Kunst und einer im Bereich der Informations- und Kommunikationstechnologien. Einmal mehr wird es mithilfe der jeweiligen Autorin möglich, den männlich-europäischen Blick zu hinterfragen. Während Isabel Seliger einen transkulturellen Raum für die Leserin/den Leser eröffnet und die Konzepte westlicher Kunst und Geschlechtervorstellungen infrage stellt, zeigt Waltraud Ernst auf, wie sich die Vorstellungen von Weiblichkeit, Personalität und Raum verändern müssen, um den Migrationsbewegungen innerhalb und außerhalb des digitalen Netzes gerecht werden zu können.

Der dritte und letzte Abschnitt bündelt unter dem Titel „Politiken der Normalisierung“ Beiträge (Autorinnen: Nora Markard/Laura Adamietz, Sabine Hess, Anja Michaelen und Nanna Heidenreich), die aufzeigen, dass Wanderungen und die Diskurse über Migration nicht automatisch zum Abbau von Grenzziehungen führen, und zwar unter dem Gesichtspunkt der Normalisierung. Dies verdeutlicht etwa der Aufsatz über Flüchtlingsanerkennung von Nora Markard und Laura Adamietz, der zeigt, wie sich durch die Übertragung des europäischen Rechtsbegriffs auf außereuropäische Kontexte der Anspruch, Schutz für Flüchtlinge mit nicht-heteronormativen Lebensweisen zu bieten, in normierende Zuschreibungen verwandelt. Hier wird auch feministische und queere Kritik an der Normativität geübt. Abschließend wird auf einer metatheoretischen Ebene die Frage nach dem Potenzial von „Migration“ als grenzüberschreitendem oder begrenzendem Konzept behandelt. Im Zentrum stehen dabei der theoretisch-methodische Status des Begriffs Migration sowie dessen politisierende und depolisierende Konsequenzen. In diesen Texten wird deutlich, dass geschlechterpolitische Forderungen, die eigentlich ursprünglich eindeutig gewesen sind, unter den aktuellen Migrationsbedingungen und sich damit verändernden Voraussetzungen regelmäßig überprüft werden müssen, um neuere Formen der Normalisierung nicht aus dem Blick zu verlieren (S. 13).

In den Beiträgen der vorliegenden Publikation wird die hohe Ambivalenz von Wanderungsbewegungen in Bezug auf Konzepte und Begriffe deutlich. Während im ersten und dritten Abschnitt Aspekte der Verfestigung von Differenz durch Wanderungen im Vordergrund stehen, zeigen die Aufsätze im zweiten Teil eher jene der Überbrückung zwischen Kulturen auf. Die jeweils historisch-kontextuellen Zusammenhänge, die sowohl für die Bewertung grenzüberschreitender Bewegungen also auch für die Frage nach universaler und partieller Gültigkeit von Werten unverzichtbar sind, werden gut herausgearbeitet. Darüber hinaus wird aus unterschiedlichen Perspektiven transdisziplinär betrachtet, ob und wann sich Normen auflösen oder verfestigen. Durch die interdisziplinäre Zusammenschau werden Parallelen und Gegenbewegungen sichtbar. Die kritische Analyse von Normierungen und Hegemonien ist auf anspruchsvollem Niveau vielfach gelungen. Mit Blick auf den Anspruch der Trans- und Interdisziplinarität fehlt jedoch die Betrachtung ökonomischer Aspekte und Implikationen.

Das Studium der Beiträge – nicht alle sind einfach zu lesen – erfordert einiges an Konzentration und Flexibilität im Denken, wird aber mit neuen und unkonventionellen Blickwinkeln belohnt. Die Auseinandersetzung mit „Wanderungen“ von Menschen, Dingen und Konzepten aus Geschlechterperspektive und in einer Diversität, wie sie die Beiträge in diesem Sammelband aufzeigen, empfiehlt sich daher nicht nur für Forschende, Lehrende und Studierende, sondern ist auch zur Reflexion, Vertiefung und Weiterentwicklung für PraktikerInnen in Beratung, Bildung, Politik und Verwaltung hilfreich.

Zur Person

Gertrude Eigelsreiter-Jashari, Mag.a, Dr.in, Soziologin, Geschäftsführerin von Südwind Niederösterreich und Lehrbeauftragte an den Universitäten Wien und Innsbruck sowie der Fachhochschule St. Pölten. Arbeitsschwerpunkte: ökonomische Globalisierungsprozesse, Entwicklungssoziologie, Nachhaltige Entwicklung, Frauenrechte.

Kontakt: Schreinergergasse 1, 3100 St. Pölten, Österreich

E-Mail: gertrude.eigelsreiter-jashari@univie.ac.at

Andrea Stänicke

Bundesstiftung Magnus Hirschfeld (Hrsg.), 2014: *Forschung im Queerformat*. Aktuelle Beiträge der LSBTI*-, Queer- und Geschlechterforschung. Bielefeld: transcript Verlag. 312 Seiten. 24,99 Euro

Ein Sammelband, der die interdisziplinäre Bandbreite der Queerforschung jenseits medizinischer Diskurse abzudecken versucht, war bisher absent. Der vorliegende Band der Bundesstiftung Magnus Hirschfeld (BMH) verfolgt unter einer sozialwissenschaftlichen Perspektive das Ziel eines Austauschs zwischen Wissenschaft und Community, Forschenden und Engagierten. Er ist als Experiment gedacht, denn das Unternehmen, die sexuelle und geschlechtliche Vielfalt in verschiedensten Facetten einzuschließen, ist ambitioniert.

Forschung im Queerformat vereint wichtige Beiträge des ersten LSBTI*-Wissenschaftskongresses der Bundesstiftung, der Ende November 2013 in Berlin stattfand. Aufgrund seiner heterogenen ausgerichteten Beiträge stellt das Buch sowohl eine gute Einführung in die sozialwissenschaftliche Sicht auf LSBTI* als auch in den Umgang mit Homosexualität und Trans* während der NS-Zeit dar, einem Schwerpunkt des Bandes, und ermöglicht gleichzeitig einen Blick auf LSBTI* jenseits „universitärer ‚Mainstream-Forschung““ (S. 9). Queerforschung aus sozial- und kulturwissenschaftlicher Sicht ist noch immer rar. Durchgängig fordern die Beiträge einen egalitären sozialen wie politischen Umgang mit vielfältigen Identitäten und Lebensweisen und deren rechtliche Anerkennung.

Auf eine die Beiträge verbindende Einleitung folgt eine definitorische Einordnung des Begriffes LSBTI* von Janine Dieckmann und Jörg Litwischuh von der BMH. Sie erläutern die Zusammenstellung des Akronyms aus lesbisch, schwul, bisexuell, trans* und inter*, wobei das Sternchen alle weiteren geschlechtlichen Identitäten symbolisiert, und bemängeln gleichzeitig die fehlende (internationale) Einheitlichkeit eines Begriffs. Deutlich werden die Grenzen dieses Kürzels herausgestellt, das versucht, alle geschlechtlichen und sexuellen Identitäten unter sich zu fassen. „Auf welche Identitätskriterien wird erweitert und auf welche nicht?“ (S. 11). Zu Recht weisen sie auf die fragliche Auslassung von Asexualität und Heterosexualität hin. Der Begriff *queer* wird hier als ein möglicher Versuch angeführt, diese Klassifikationen der Vielfalt aufzulösen und trotzdem geschlechtliche Minderheiten politisch handlungsfähig zu machen. Sein

Dekonstruktionspotenzial zielt auf die kulturell etablierte Zweigeschlechtlichkeit und Heteronormativität. Die meisten Beiträge des Bandes definieren für sich noch einmal den Begriff LSBTI* und rufen so immer wieder die problematische Praktikabilität dieses Kürzels ins Gedächtnis der Lesenden.

Die versammelten Beiträge gliedern sich in zwei große Themenbereiche. Die ersten sieben Aufsätze arbeiten den jüngeren historischen Umgang mit sexueller und geschlechtlicher Vielfalt während und kurz nach der NS-Zeit auf. Die Beiträge des zweiten Teils nehmen dann Bezug auf aktuelle Diskurse und Entwicklungen in Forschung, Gesellschaft und Politik.

In Bezug auf marginalisierte Menschen innerhalb einer Gesellschaft ist ein Blick auf deren spezifische Geschichte erhellend. Der historische Umgang mit sexueller und geschlechtlicher Vielfalt verdeutlicht den „Aufbau sexuellen Wissens“ (S. 24). So stellt Klaus Mueller ausgehend von den Tagebüchern des Grafen Cajus und dem medizinischen Interesse an solchen Selbstzeugnissen über das Preußische Wahlrecht für Zwitter seit 1794 bis hin zur Definition der Sexualität als gefährdendes Element des Sozialen die grundlegende Bedeutung dieser Diskurse für das moderne Selbstverständnis gleichgeschlechtlicher Paare heraus. In den folgenden drei Beiträgen wird die spezifische Situation lesbischer Frauen, schwuler Männer sowie homosexueller und heterosexueller Transvestiten während der NS-Herrschaft erörtert. In diesen Aufsätzen wird die teilweise willkürliche Auslegung des §175 StGB deutlich, der homosexuelle Handlungen unter Strafe stellt: Die Strafen für lesbische Handlungen reichten bspw. von Straffreiheit bis zu KZ-Haft; für homosexuelle Handlungen unter Männern war auch die „freiwillige Kastration“ als Maßnahme vorgesehen. Leider wird gerade im Beitrag von Claudia Schoppmann über lesbische Frauen, der individuelle Schicksale in den Vordergrund stellt, nicht erwähnt, unter welchen Umständen die Geständnisse der Frauen zustande kamen. Für die Nachkriegszeit stellt Kirsten Plötz die Frage „Wo blieb die Bewegung lesbischer Trümmerfrauen?“ und kritisiert, dass „lesbisches Leben im Wesentlichen entlang der Parameter schwulen Lebens erforscht wird“ (S. 77). Weitere Beiträge skizzieren die homosexuellen Bewegung von 1950 bis heute und zeigen aktuelle Strukturen der Organisierung auf. Durch die Trennung von Geschlechter- und (Homo-)Sexualitätsgeschichte sowie die binäre Geschlechterzuweisung blieben Inter*-Menschen ein „Restsymptom“ (Ulrike Klöppel). Es wird für die Aufgabe der binären Geschlechterklassifikation und für eine queere historiografische Perspektive plädiert, die konsequent die Verwobenheit und Uneindeutigkeit der Identitätskategorien mitdenkt.

Die elf Aufsätze des zweiten Teils beschäftigen sich mit aktuellen Diskursen der geschlechtlichen und sexuellen Vielfalt sowie mit Praxisbeispielen. Ein wichtiger Aspekt, der in mehreren Beiträgen angesprochen wird, ist der Ausschluss von *People of Color*, wobei diese Bezeichnung alle Menschen umfassen soll, die aufgrund ihrer ethnischen Herkunft und/oder sexuellen Orientierung Rassismus und Diskriminierung ausgesetzt sind. Zudem wird der Umgang mit Forschenden, die selbst Betroffene sind, kritisiert, deren Arbeit in der akademischen Landschaft aufgrund ihrer Betroffenheit als unwissenschaftlich eingestuft würde (Heinz-Jürgen Voß; Saideh Saadat-Lendle/Zülfukar Çetin). Das Problem der Mehrfachdiskriminierung von Homosexuellen mit Behinderung, Migrant_innen sowie Bisexuellen werde durch einen „Normalitätswang“ innerhalb der Peergruppe verstärkt, der sich mit den Worten „Wenn schon behindert, dann wenigstens

nicht homosexuell“ zusammenfassen lässt (Gesa C. Teichert). Die Konstruktion eines homophoben Islams wird anhand des Asylverfahrens (Elisabeth Tuidler/Ilka Quirling) und der Untersuchung verschiedener Umfragen, die für diverse öffentliche Studien und Kampagnen durchgeführt wurden (Saadat-Lendle/Çetin), thematisiert. Dass die Lage für Inter*-Menschen trotz Gesetzesneuerungen weiterhin prekär ist, zeigt sich im Zusammenhang mit dem weiterhin bestehenden Zwang einer geschlechtlichen Einordnung. Konstanze Plett verdeutlicht, dass die Nichtzuordnung zweifelsfrei sein müsse, d. h. im Zweifel müsse sich nach wie vor für männlich oder weiblich entschieden werden, wodurch sich die Gesetzesneuerungen nicht auf die gängige OP-Praxis der Geschlechterherstellung an Minderjährigen auswirken werden. Positiv zeigt sich aber, dass es nun zum ersten Mal möglich ist, amtliche Existenz ohne amtliches Geschlecht zuerkannt zu bekommen, und so auch erstmals bestätigt wird, dass die Geschlechtszuordnung nicht auf natürlicher oder selbstverständlicher Grundlage geschieht.

Die Forderung, die Zweigeschlechtlichkeit aufzugeben, zieht sich als roter Faden durch alle Beiträge. So verweist Geschlecht immer auch auf soziale Ordnungen und ermöglicht oder verhindert so bestimmte Existenzweisen (Uta Schirmer). Aussagen aus der Dragking-Szene zeigen, dass Geschlecht veränderbar und durchaus situations- bzw. lebensphasenabhängig sein kann. Uta Schirmer plädiert für eine Perspektive auf Geschlecht „als leiblich spürbare, sichtbare, intelligible Weisen, für sich und andere geschlechtlich in der Welt zu sein“ (S. 179). Die dominante Annahme, jedes Kind benötige zur Ausbildung seiner Geschlechtsidentität Mutter und Vater, entkräftet Jutta Hartmann mit dem entwicklungspsychologisch nachgewiesenen Faktor der Qualität familiärer Beziehungen, die für die psychisch gesunde Entwicklung der Kinder ausschlaggebend sei. Mit Judith Butler wird von Hartmann dazu aufgefordert, die Normen der Anerkennung dessen, was Familie ist, aufzubrechen. Durch die Änderung der Grundlage würde Heteronormativität dezentriert und es kämen so Praxen der Familienkonstitution und nicht Lebensformen oder Identitäten in den Blick.

Das Buch beschließt ein Beitrag von Stefan Timmermanns, in dem er Vorschläge unterbreitet, wie nachhaltige Bildungs- und Aufklärungsarbeit im Lehrplan verankert werden könnte, um Normalität vielfältiger Lebensweisen zu erreichen und Diskriminierung effektiv zu begegnen. Der Band verfolgt eine starke und im Vorwort ausdrücklich formulierte Ambition, alle Facetten von queer abzudecken, dennoch bleiben wichtige Fragestellungen offen: Was ist mit Familien, in denen der Mann die Rolle des Hausmannes einnimmt und die Frau der Erwerbsarbeit nachgeht? Sollte queer nicht auch diese Lebensweisen einschließen? Ein Begriff, der Kategorien und Mechanismen dekonstruieren soll, greift zu kurz, wenn nur das biologische Geschlecht und die Sexualität in den Blick genommen werden.

Zur Person

Andrea Stänicke, M. A., Universität Siegen. Arbeitsschwerpunkte: Gender- und Queertheorien, Krankheits- und Sexualitätsdiskurs, Angst- und Störungsforschung.
Kontakt: Universität Siegen, Adolf-Reichwein-Straße 2, 57076 Siegen
E-Mail: andrea.staenicke@gmx.de